

Elisabeth Etz

MORGEN IST WOANDERS



TYROLIA

Elisabeth Etz

Morgen ist woanders

Die Arbeit der Autorin an diesem Buch wurde mit dem Kranichsteiner Jugendliteratur-Stipendium des Deutschen Literaturfonds sowie mit dem Mira-Lobe-Stipendium für Kinder- und Jugendliteratur gefördert.

Ausgezeichnet mit dem Kinder- und Jugendbuchpreis des Landes Steiermark für
Manuskripte | Hauptpreis 2016

Elisabeth Etz, geb. 1979 in Wien, verbrachte ihre Zeit u. a. in Berlin und Istanbul. Heute lebt sie mit ihrer Familie wieder in Wien und arbeitet für den Diakonie Flüchtlingsdienst. Für ihre Jugendbücher wurde sie bereits mit mehreren Preise und Stipendien ausgezeichnet. Im Tyrolia-Verlag ist von ihr zuletzt der Jugendroman »Nach vorn« (2018) erschienen.

2019

© Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck

Umschlaggestaltung: Nele Steinborn

unter Verwendung einer Fotografie von 123RF.com

Satz- und Layoutgestaltung: Nele Steinborn, Wien

Schriften: Neue Swift Pro, Henriette, Heading Pro, Antiphon

Druck und Bindung: FINIDR, Tschechien

ISBN 978-3-7022-3803-2 (gedrucktes Buch)

ISBN 978-3-7022-3804-9 (E-Book)

E-Mail: buchverlag@tyrolia.at

Internet: www.tyrolia-verlag.at

Facebook: Tyrolia Verlag Kinderbuch



Gefördert von der Kulturabteilung der Stadt Wien, Literatur



Elisabeth Etz

MORGEN IST WOANDERS

Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

*für Almuth, Amira und Maggie,
bei denen ich immer ein Dach
über dem Kopf hatte*

Allen, die im Winter auf die Idee kommen abzuhauen, sage ich gleich: Lasst es bleiben. Es ist eine Schnapsidee. Sowas macht man, wenn es warm ist. Wenn überhaupt.

Leider kann man sich das aber nicht aussuchen. Ist schließlich nicht so, dass man das will. Man muss. Manchmal muss man einfach.



OKTOBER

Schützenweg

»Nein.«

»Was heißt ›nein‹? Ich hab schon alles ausgefüllt.«

Mart rührt sich nicht. Ich schiebe ihm die Formulare näher heran.

»Fehlt nur noch die Unterschrift«, sage ich nachdrücklich.

Mart sieht mich schweigend an. »Welche Unterschrift?«, fragt er schließlich.

»Deine. Hier. Und hier.« Ich zeige auf die freien Felder.

Mart schüttelt den Kopf. »Es gibt keine Unterschrift.«

Er sieht mich mit schmalen Augen an. »Was glaubst du, was das kostet?«

»Ich zahl mir das selber«, sage ich mit fester Stimme. »Ich brauch nur die Unterschrift.«

»Ha, selber. Und mit welchem Geld, wenn ich fragen darf?«

»Ich hab im Sommer gearbeitet.«

»Als Drogendealer?« Mart dreht mir den Rücken zu und geht aus dem Raum.

Meine Mutter lehnt im Türstock und sieht uns zu.

Ich weiß, dass ein Austauschjahr in Australien nicht billig ist. Auch wenn es sich um kein Jahr handelt, sondern nur um ein oder zwei Terms. Mit Flug und Unterkunft in einer Gastfamilie kommen da schon einige Tausend Euro zusammen.

Aber zuerst brauche ich die Unterschrift eines Erziehungsberechtigten. Weil Mart mich adoptiert hat, als ich noch zu klein war, um etwas dagegen zu sagen, ist er das. Wenn er unterschrieben hat, lässt er sich beim Geld sicher auch umstimmen. Ist ja nicht so, dass er keins hat. Außerdem gibt es Stipendien, für die ich mich vielleicht bewerben könnte. Gut genug in der Schule wäre ich, und das außerschulische Engagement, das die da verlangen, kann ich ja zumindest mal behaupten.

Flehend sehe ich meine Mutter an. Die könnte schließlich auch unterschreiben.

Sie seufzt demonstrativ. »Mart weiß schon, was er tut. Glaub mir.«

»Mart will mich nur hierhalten, damit er jemanden kontrollieren kann«, fauche ich. »Dabei hat er doch dich.«

»Jetzt reicht's aber!« Wenn meine Mutter wütend ist, bekommt ihr Hals lauter rote Flecken.

»Ja, mir reicht's«, schreie ich. »Ich halt es hier nicht mehr aus! Ich geh zu meinem Vater!«

Verdammt, wo kam das jetzt her?

Mart steht wieder im Zimmer. »Wegen einer Unterschrift brauchst du den Herrn aber nicht zu fragen. Erziehungsberechtigt ist der schon lange nicht mehr.«

»Mir scheißegal«, brülle ich. »Ich zieh zu ihm.«

Mart verschränkt die Arme vor der Brust. »Das schau ich mir an.«

Meine Mutter sagt nichts mehr. Sie starrt mich nur an.

»Ihr werdet schon sehen«, fauche ich.

»Wirst viel eher du sehen«, sagt Mart spitz. »Du glaubst doch nicht wirklich, dass du nach all den Jahren dort einfach so vorbeispazieren kannst?«

Ich muss hier raus. Schnell.

Mart geht sogar zur Seite, als ich mich durch den Türrahmen dränge.

»Sag ihm schöne Grüße von mir«, ruft er mir hinterher. Dann lacht er, kurz und hart.

Was jetzt? Die letzten Monate habe ich durchgehalten, weil ich Australien vor Augen hatte. Für den 2. und den 3. Term hätte ich mich auch jetzt im Oktober noch anmelden können. Mit der Aussicht auf zwei Trimester ohne Mart habe ich es ausgehalten, nicht blöd zurückzureden, sondern einfach nur zu nicken oder den Raum zu verlassen, wenn er zu sehr nervte. Weil ich mir naiverweise einge-

redet hatte, er würde irgendwann doch unterschreiben. Auch wenn es im Nachhinein betrachtet nie ernsthaft danach ausgesehen hat.

Mit Lukas habe ich mich oft darüber unterhalten, wie es wäre, einfach wegzufahren. Lange hab ich gedacht, wir könnten das machen. Ich könnte das machen. So wie Henrik, den wir jetzt blöderweise in der Klasse haben.

Ein Jahr nach England. Oder Kanada. Oder Australien.

Als ich letztes Jahr Mart mit der Idee kam, dass ich ein Jahr im Ausland verbringen wollte, hätte ich gleich wissen können, dass das nie etwas wird. »Wer soll das bitte finanzieren?«, fragte er mich streng.

»Äh ...«

Er sah mich mit spöttischem Grinsen an. »Ich, meinst du?«

Ich nickte vorsichtig.

Da explodierte er. »Glaubst du, mein Geld kommt einfach so von nichts?«

Er zeigte mit ausgestrecktem Arm in alle Richtungen. »Was glaubst du, woher das kommt? Das ist harte Arbeit. Lern du erst mal für dein Geld zu arbeiten, dann kannst du fahren, wohin du willst.«

Ich wusste, dass so ein Auslandsjahr Geld kostete, ich war ja nicht blöd. Aber so, wie ich es verstand, hatten wir Geld. Besser gesagt, hatte Mart Geld. Er gab es auch für mich aus. Bloß nicht unbedingt für das, was ich wollte.

Schon in der Volksschule wäre ich lieber mit den andern Kindern in den Hort gegangen, als von meinem jeweiligen Au-pair von der Schule abgeholt zu werden. Klar, nett waren die alle. Aber sie waren nur ein schlechter Ersatz für Freunde, die sich zum Fangenspielen trafen, gemeinsam an fremden Türglocken klingelten oder sich Süßigkeiten aus dem Automaten zogen.

Beneidet hatte ich sie immer, die Hortkinder mit ihren zerrissenen Ärmeln und dreckigen Hosen. Ich dagegen war schrecklich wohlherzogen. Der kleine blasse Junge mit der Geige und dem britischen Akzent, wenn er *McDonald's* sagte oder *Slackline* oder *Shopping Center*. Zum Kotzen. So wohlherzogen, dass ich gar nicht in den Spiegel schauen wollte.

Die Hortkinder hatten in Wahrheit gar keine zerrissenen Ärmel oder dreckigen Hosen. Eigentlich sahen sie genauso aus wie ich und wahrscheinlich erlebten sie gar nicht jeden Nachmittag die aufregendsten Abenteuer. Wahrscheinlich saßen sie genauso wie ich vor dem Computer und spielten Moorhuhn. Trotzdem beneidete ich sie. Sie hatten einander. Ich hatte einen schönen britischen Akzent, an den ich mich abends beim Einschlafen kuscheln konnte.

»Außerdem machen die nicht den gleichen Stoff wie bei uns«, war das nächste Argument. »Du wirst das Jahr wiederholen müssen. Das kommt nicht in Frage.«

»Wenn ich mich anstrengte, kann ich den Stoff ja nachlernen.«

Mart lachte spöttisch auf. »Sicher. Wahrscheinlich wirst du sogar gleich ein Jahr überspringen.«

»Du sagst doch selbst immer, dass ich intelligent bin«, wandte ich ein. »Dann kann ich das doch schaffen.«

»Daran zweifle ich auch nicht. Aber ich zweifle daran, dass du deine Faulheit überwindest und es auch tatsächlich tust.« Seine Stimme wurde freundlicher. »Jakob, ich verstehe, dass das im Moment interessant klingt. Aber in deinem Alter hat man nur den Augenblick im Kopf, nicht das große Ganze. Ich war auch einmal jung, ich weiß, wovon ich rede. Wäre damals mein Vater nicht gewesen, der mir meine Flausen ordentlich ausgetrieben hatte, dann würde ich nicht dort stehen, wo ich jetzt bin. Und ihr auch nicht.«

Ich war verdammt froh, dass Marts Vater gestorben war, bevor wir ihn kennenlernen konnten. So wie ihn Mart beschrieb, war er wohl kein angenehmer Zeitgenosse.

»Auslandserfahrung, das ist doch, auf was es ankommt«, versuchte ich, Mart doch noch zu überzeugen.

Mart blieb hart. »Die kriegst du noch früh genug. In jedem Studium gibt es Austauschprogramme. Dann kannst du hingehen, wohin du willst.«

»Aber ich will jetzt weg«, rief ich verzweifelt, obwohl ich wusste, dass das bei Mart am wenigsten zog. »Verstehst du? Jetzt! Nicht irgendwann später, wenn ich studiere.«

Dass ich gar keine Lust hatte, auf die Uni zu gehen, brauchte ich ihm ja nicht zu erzählen.

Mart schüttelte nur den Kopf.

»Und Fremdsprachen ...« Diesmal wollte ich nicht lockerlassen.

Mart verzog die Mundwinkel. »Mit deinem Englisch stellst du sowieso alle Kollegen in den Schatten.«

Er wusste, dass ich wusste, dass er recht hatte. Nachdem wir bei Mart eingezogen waren, um Ärztégattin und Stiefsohn zu spielen, war das erste, was er tat, seine alte Sprechstundenhilfe rauszuschmeißen und stattdessen meine Mutter einzustellen. Das zweite war, ein Au-pair zu uns zu holen, das sich um mich kümmern sollte. Jedes Jahr eine andere. An die erste kann ich mich nicht erinnern, sie hieß angeblich Natalia und kam aus Weißrussland. Meine Mutter sagt, ich war verrückt nach ihr. Wird schon so gewesen sein.

Nach Natalia aber hat Mart beschlossen, dass es Zeit war, etwas für meine Bildung zu tun. Weißrussisch erschien ihm nicht so wichtig, also kam Lindsay und sprach Englisch mit mir. Danach gaben sich Donna-Marie, Joy und Kendra die Klinke in die Hand. Nett waren sie alle und zu sagen hatten sie alle nichts. Ich wollte immer, dass die blieb, die gerade da war. Aber alle wollten sie nach einem Jahr wieder weg. Konnte ich auch gut verstehen.

Kendra war sogar mehr als nett. Sie hat dazu beigetragen, dass mein Akzent zu einem schottischen wurde. Danach habe ich mich erfolgreich dagegen gewehrt, ein neues Au-pair zu bekommen. Ich war alt genug, um alleine auf mich aufzupassen. Kendra war die Coolste von allen. Aber sie hat sich nie wieder bei mir gemeldet.

»Es gibt auch Plätze in China«, schwindelte ich, ohne zu wissen, warum. »Stell dir meine Chancen vor, wenn ich Chinesisch könnte. Aufstrebende Wirtschaftsmacht und so.«

»Es gibt auch chinesische Au-pairs«, sagte er trocken. »Willst du eins?« Er tat so, als ob er überlegte. »Ich glaube, du bist schon ein bisschen zu alt für so was. Aber ich kann gleich mal im Konfuzius-Institut anrufen, die machen sicher auch Jugendkurse.«

Scheiße, nicht dass ich ihn jetzt auf eine Idee gebracht hatte.

Er legte mir die Hand auf die Schulter und seine Stimme wurde wieder weich. »Ach Jakob, ich weiß, in deinem Alter sind Freunde sehr wichtig. Aber du musst doch wirklich nicht immer alles machen, was die anderen tun.«

»Das hat damit doch gar nichts zu tun«, presste ich zwischen den Zähnen hervor. Ja, Henrik aus der Klasse über uns hatte mich und Lukas damals auf die Idee gebracht. Aber Henrik war wirklich nicht das, was man als Freund bezeichnen würde.

Doch es war sinnlos. Ich hätte genauso gut gegen eine Wand sprechen können. Nein, eine Wand konnte mich niemals so wütend machen wie Mart. Ich hasste es, wenn er so tat, als wäre ich ein kleiner, verwirrter Teenager.

Ich wollte einfach weg. Sonst nichts.

»Mach dir nichts draus, ich bin auch nicht gefahren«, versucht Lukas, mich zu trösten.

»Das ist nicht dasselbe. Du wolltest gar nicht richtig.«

»Wollte ich schon«, beharrt Lukas. Aber er weiß, dass ich recht habe. Er wollte nur ›irgendwie‹ weg. Seit seine ältere Schwester ausgezogen ist, hat er doppelt so viel Platz zuhause und findet es gut dort. Ich dagegen wollte wirklich weg. Wirklich wie in wirklich wirklich. Was, wenn ich wirklich zu meinem Vater fahre? Ich lache bitter auf. Haha, witzig. Nächster Vorschlag.

Warum aber eigentlich nicht? Zurück zu Mart und meiner Mutter gehe ich sicher nicht mehr. Schließlich hat er mich gezeugt. Das verpflichtet doch zu etwas, oder nicht?

Sternwartestraße

Mein Vater wohnt in der Stadt. Ich weiß seine Adresse auswendig, weil die auf den Weihnachtspaketen steht, wovon jedes Jahr eines kommt. Besuchen war ich ihn auch mal. Vor zehn Jahren. Als er noch keine neue Familie hatte.

Vater ist eigentlich keine passende Bezeichnung für den letzten Menschen, den interessiert, was ich mache.

Wenn ich das Wort mehrmals hintereinander ausspreche, ergibt es überhaupt keinen Sinn mehr. Vaternaternatern. Könnte Vase heißen oder Vatikan oder überhaupt nichts.

Aber das geht einem wohl bei allen Wörtern so.

Wieso fahre ich also ausgerechnet zu ihm?

Es gibt Menschen, die würden jetzt etwas von Schicksal faseln und davon, dass es unergründliche Kräfte gibt, die uns dorthin lenken, wo jemand auf uns wartet.

Mein Vater hat bestimmt nicht auf mich gewartet. Er hat mir die Tür nicht deshalb geöffnet, weil er sie öffnen wollte. Er hat mich reingelassen, weil er nicht wusste, was sonst tun.

Was macht man auch, wenn der eigene Sohn plötzlich an der Haustür klingelt?

Als ich außer Atem im dritten Stock ankomme, steht er in der Tür.

»Jakob! Was führt dich hierher?«

»Hallo«, murmle ich.

Er macht keine Anstalten, mich hereinzubitten. »Kann ich dir irgendwie helfen?«

»Hast du Besuch oder so? Störe ich?«

»Ah ... nein.« Er macht einen Schritt zurück und ich trete ins Wohnzimmer. Der Parkettboden knarrt. Es ist ruhig in der Wohnung, Gudrun und die Kinder sind anscheinend nicht da. Wir stehen uns schweigend gegenüber. Eigentlich wäre ich dran mit Erklären, aber mir fällt nichts ein. Seine Haare sind etwas länger und er hat eine neue Brille. Vielleicht aber auch nicht.

»Kann ich heute bei dir schlafen?«

Wahrscheinlich wäre es geschickter gewesen, nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen. Aber bis vor zehn Minuten habe ich selber noch keine Ahnung gehabt, was ich hier wollte.

»Hast du den Bus verpasst?« Er sieht auf die Uhr. »Du hast den Bus verpasst.«

Ich nicke. So kann man es auch sehen.

Mein Vater runzelt die Stirn und seufzt. Ich kann die Gedanken hinter seiner Stirn lesen. »Da ist ein Fremder in deiner Wohnung«, denkt es da. »Du möchtest ihn am liebsten rausschmeißen. Aber er ist dein Sohn. Söhne schmeißt man nicht raus.«

Er sieht noch einmal auf die Uhr und überlegt. »Wenn wir schnell sind, könnte ich dich vielleicht noch nachhause fahren.«

»Das wäre toll«, lüge ich, »aber es würde nichts bringen. Ich hab nämlich meinen Schlüssel verloren. Und Mum und Mart kommen erst morgen früh wieder.«

Mein Vater seufzt noch mal. »Pass ein bisschen besser auf deine Sachen auf.«

»Ich glaub, den hat mir wer geklaut«, sage ich schnell. »Als ich aus der U-Bahn ausgestiegen bin, war meine Tasche offen.«

»Aber sonst ist noch alles da?«, fragt mein Vater besorgt.

Ich stelle meine Umhängetasche auf den Boden. »Ich glaube schon.« Es kommt mir blöd vor, einfach so herumzustehen, also beginne ich, in der Tasche herumzukramen. »Ja, alles da«, sage ich. »Nur der Schlüssel fehlt. Vielleicht ist er mir doch herausgefallen.«

»Ich glaube nicht, dass das für deine Mutter in Ordnung ist, wenn du hier schläfst.«

Es gibt wohl nichts, womit er mehr recht hat. Dass ich irgendwann mal meinem Vater verzeihe, muss sich für sie wie ein Schlag in die Magengrube anfühlen. Aber sie hat mich schließlich auch nicht gefragt, wie es sich angefühlt hat, stattdessen Mart vorgesetzt zu bekommen. Und mit Verzeihen hat das hier nichts zu tun. Ich finde, wenn er mich als Kind auf die Straße gesetzt hat, hat er die Verpflichtung, das wieder gutzumachen, indem er mich jetzt bei sich schlafen lässt. Nicht, dass ich mich an damals wirklich erinnern kann.

»Muss sie ja nicht wissen«, werfe ich also ein. »Aber wenn es so ein großes Problem ist ... ich find schon was.« Ich hänge mir meine Tasche wieder über die Schulter und mache einen Schritt Richtung Tür. Aber mein Vater ist schneller. Er legt die Hand auf die Türklinke, noch bevor ich danach greifen kann.

»Jakob, das hast du völlig falsch verstanden«, sagt er schnell. »Du bist immer willkommen hier, das weißt du.«

Ich ziehe mir meine Jacke aus und sehe ihn fragend an. Er nickt und deutet auf den Garderobenständer. »Willst du was trinken?«

»M-hm.«

»Mineralwasser, Apfelsaft, Bier ... äh, nein kein Bier für dich, also Mineralwasser oder Apfelsaft?«

»Egal.« Ich setze mich an den Küchentisch. Er stellt ein Glas Saft vor mich hin und setzt sich mir mit einer Flasche Bier gegenüber.

»Gudrun ist nicht da?«, frage ich.

»Die ist mit den Kleinen zu ihrer Mutter gefahren. Kommt erst am Sonntag wieder.«

»Ah.«

Er nimmt einen Schluck Bier.

»Ich hab mir das Rauchen abgewöhnt«, sagt er.

Ich nicke und verziehe die Mundwinkel nach oben. »Toll.«

Er deutet auf den Kugelschreiber, den er in der Hand hin und her dreht. »Deshalb muss ich ständig damit herumspielen.«

»Oh.«

Wir sind nicht dafür geschaffen, miteinander zu kommunizieren. Einige Minuten lang sagen wir gar nichts und halten uns an unseren Getränken fest. Ich wundere mich, dass ich so gar keine Gefühle für ihn habe. Weder bin ich sauer auf ihn noch wütend oder traurig. Es ist, als wäre das alles ausgeschaltet, wenn es um meinen Vater geht. Ich habe auch kein sonderliches Bedürfnis, ihn besser kennenzulernen. Ich will nur ein Dach über dem Kopf und im Moment fällt mir nur er ein.

Plötzlich steht er auf. »Du, ich muss jetzt weg, ich bin mit Freunden verabredet. Du kommst allein zurecht, oder?«

»Ja, klar.« Ich bin mir ziemlich sicher, dass er sich das gerade ausgedacht hat, weil ihm die Situation unangenehm ist. Aber es ist mir egal. Ich bin auch nicht gerade heiß auf eine Unterhaltung mit ihm.

Er holt Bettzeug aus dem Schrank und wirft es auf das Sofa. »Du kennst die Wohnung.« Es ist mehr eine Feststellung als eine Frage. Ich nicke, obwohl ich mich nicht mehr richtig erinnern kann. »Danke.«

Er lächelt gequält. »Mein Haus ist dein Haus.«
Dann ist er weg.

Ich bin froh darüber, alleine zu sein. Stelle mein leeres Saftglas in die Spüle und hole mir ein Bier aus dem Kühlschrank. Dann wandere ich durch die Zimmer und streiche über die Einrichtungsgegenstände. Alles hier sieht teuer aus. Teuer, aber geschmackvoll. Die Küchenzeile mit den Steinplatten. Der dunkle Esstisch mit den verschnörkelten Beinen. Das Ledersofa im marokkanischen Eck, in dem alles aus Marokko ist oder zumindest so aussieht. Die Bilder an der Wand. Das ökologisch korrekte Holzspielzeug für die Kleinen.

Was zum Teufel mache ich hier? Es wäre so leicht, einfach zu Lukas zu gehen oder noch ein paar Runden zu laufen, bis ich mich wieder beruhigt habe.

Aber etwas ist anders.

Ich gehe nicht mehr zurück.

Dabei war der Streit diesmal gar nicht so besonders schlimm. Nicht schlimmer als sonst. Es gibt Menschen, die würden sagen, es war der Vollmond. Oder der Schütze, der gerade das Haus des Wassermannes durchquert hat. Man könnte auch dem Klimawandel die Schuld geben. Oder Feinstaub, Gluten und Laktose.

Als ich am nächsten Tag aufwache, steht mein Vater mit einer Tasse Kaffee in der Hand am Fenster. Sobald er hört, dass ich mich bewege, dreht er sich zu mir um.

»Guten Morgen.«

»Morgn«, nuschle ich.

»Hätte ich dich aufwecken sollen?«, fragt er unsicher. »Ich wusste nicht, ob du samstags Schule hast.«

Ich schüttele den Kopf und reibe mir die Augen.

»Gut geschlafen?«

»Mhm.«

»Soll ich dir einen Kaffee machen? Oder Tee? Oder ...«, er zögert,

»Kakao?«

»Danke, geht schon«, murmle ich.

Ich will nicht aufstehen, denn sobald ich aufstehe, muss ich irgend-etwas tun. Aber was, weiß ich nicht. Meinem Vater geht es vermutlich genauso.

»Vielleicht doch Kaffee?«, sage ich also.

Mein Vater nickt, sichtlich erleichtert, und macht sich an der Espressomaschine zu schaffen.

Weil er so ungewöhnlich freundlich ist, nehme ich all meinen Mut zusammen. Mein Herz klopft so stark, dass mir fast die Luft wegbleibt.

»Sag mal, könnte ich vielleicht eine Zeit lang bei dir wohnen?«, stoße ich schnell heraus.

Mein Vater sieht erschrocken aus. »Hier, meinst du? Bei uns?«

Ich nicke vorsichtig.

»Äh ...«

»Es geht zuhause nicht mehr«, bringe ich gerade noch heraus. »Ich kann nicht mehr.«

»Du kannst nicht mehr«, wiederholt er abwesend. »Und du denkst, bei uns kannst du?«

Ich zucke die Achseln. »Du willst mich nicht.«

Er lächelt verkrampft. »Jakob, das hat nichts mit Wollen zu tun. Natürlich kannst du hier ein paar Tage übernachten. Mein Haus ist dein Haus.«

Ich verziehe mein Gesicht zu einem Grinsen, das wahrscheinlich ebenso gequält wirkt wie seines.

»Aber am Montag kommt Gudrun zurück und was glaubst du, was dann hier los ist, wenn die Kleinen hier herumturnen?«

Ich presse die Lippen aufeinander. Die Kleinen. Meine Geschwister. Irgendwie.

»Schau mal, bis morgen Abend kannst du hierbleiben. Dann hat sich sicher zuhause alles wieder beruhigt.« Er lächelt bemüht. »Ich weiß, es ist nicht leicht als Teenager. Aber das ist es woanders auch nicht. Glaub mir.«

Er steht auf und stellt seine Tasse in die Abwasch. »Ich muss in die Arbeit.«

»Am Samstag?«

»Man kann sich's leider nicht aussuchen.« Er legt einen Schlüssel vor mich auf den Esstisch.

»Den kannst du bis morgen haben. Und nimm dir einfach aus dem Kühlschrank, was du willst. Weiß nicht, ob was für dich drin ist, aber wenn ja, bedien dich.«

Mein Haus ist dein Haus. Ein paar Tage lang.

Der Inhalt des Kühlschranks passt zum Interieur der Wohnung. Bewusste Ernährung. Teuer, aber mit echtem Wert. Kaum Produkte aus dem Supermarkt, Antipasti vom Italiener, Kürbiskernöl vom Bauern, Fair-Trade-Orangendirektsaft statt Konzentrat. Ich kann verstehen, warum sie mich nicht wollen.

Dann eben nicht. Ich dränge mich sicher nicht auf.

Eine halbe Stunde nach meinem Vater verlasse ich die Wohnung, schmeiße die Tür hinter mir zu und den Schlüssel in den Briefkasten. Auf dem Esstisch habe ich einen Zettel hinterlassen: